SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Ansatzpunkte, Erfahrungen und Perspektiven von Wissenschaft-Praxis-Kooperation im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung

Möller, Kurt

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Centaurus-Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Möller, K. (2008). Ansatzpunkte, Erfahrungen und Perspektiven von Wissenschaft-Praxis-Kooperation im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung. *Soziale Probleme*, *19*(1), 90-108. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-244660

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

19. Jahrgang, 2008, Heft 1

Mechthild Bereswill / Peter Rieker (Hrsg.)

Wechselseitige Verstrickungen – Soziale Dimensionen des Forschungsprozesses in der Soziologie sozialer Probleme

Einführung: Wechselseitige Verstrickungen – Soziale Dimensionen des Forschungsprozesses in der Soziologie sozialer Probleme
Mechthild Bereswill und Peter Rieker 5

In verschiedenen Welten – ‚Objektkonstruktion' und ‚Reflexivität' bei der Erforschung sozialer Probleme am Beispiel von Migrations- und Bildungsaufstiegsbiographien
Vera King 13

Migration und Ungleichheit – Objektkonstruktionen im sozialwissenschaftlichen Feld
Solvejg Jobst und Jan Skrobanek 34

Ausgestaltung und Aushandlung – Die Analyse der Forschungssituation als Erkenntnisinstrument
Marga Günther 53

Forschen im Feld der Prostitution
Renate Ruhne 72

Ansatzpunkte, Erfahrungen und Perspektiven von Wissenschaft-Praxis-Kooperation im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung
Kurt Möller 90

CENTAURUS
Verlag & Media KG

ISSN 0939-608X

Ansatzpunkte, Erfahrungen und Perspektiven von Wissenschaft-Praxis-Kooperation im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung

von Kurt Möller

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt am Beispiel eines qualitativ-rekonstruktiv angelegten Längsschnittprojekts zur politischen Sozialisation junger Leute, genauer: zu Ein- und Ausstiegsprozessen rechtsextremer Skinheads, dar, wie Wissenschaft-Praxis-Kooperation im Zusammenhang sozialwissenschaftlicher Forschung funktionieren kann. Auf der Basis grundlegender Reflexionen zum Wissenschaft-Praxis-Verhältnis und entlang von Gütekriterien qualitativer Forschung wird aufgewiesen, aus welchen Begründungszusammenhängen heraus, in welcher Weise und mit welchen erwartbaren Ergebnissen eine Zusammenarbeit von Forschungsteams mit Praktikern und Praktikerinnen insbesondere für die Qualifizierung des Anwendungsbezugs von sozialwissenschaftlicher Forschung fruchtbar gemacht werden kann. Schwerpunktmäßig wird auf Erfahrungen mit einer Praktiker- und Praktikerinnenbegleitgruppe eingegangen, die in verschiedene Etappen des Forschungsprozesses eingebunden wurde. Im Fazit werden kurz Empfehlungen für derartige Wissenschaft-Praxis-Kooperationen formuliert.

1. Einleitung

Das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis gilt von je her als schwierige Beziehung. In zugespitzter Weise gilt dies für seine Bedeutung im Forschungsprozess selber. Die Positionen dazu bewegen sich zwischen dem Pol der Zuweisung von Forschungsexklusivität an die Sphäre der Wissenschaft einerseits (im kritisch-rationalen Wissenschaftsverständnis von Empirie) und dem Pol, die Praxis selbst als zentralen Forschungsakteur aufzufassen (insbesondere in der Aktions- und Handlungsforschung). Wie und wo immer man sich selber in diesem Spannungsfeld zu verorten versucht: In sozialwissenschaftlichen Bezügen und speziell bei der Untersuchung von sozialen Problemen und sozialer Kontrolle gilt es, mindestens drei Fragen zur Standpunktbegründung zu beantworten:

Erstens: Wie wird die Untersuchung eines sozialen Problems und ggf. auch die Untersuchung seiner sozialen Kontrolle dadurch beeinflusst, dass relevante Akteure im Bezugsfeld dieses Problem bzw. seiner sozialen Kontrolle bestimmte Deutungen besitzen?

Zweitens: Wie weit differieren die Deutungen des wissenschaftlichen Bereichs einerseits und speziell die der Politik und der Praxis der Problemintervention und -prävention andererseits und was ergibt sich daraus hinsichtlich der Erfüllbarkeit von Erwartungshaltungen an Forschung? Drittens: Sind die Deutungsunterschiede aufhebbar oder wie sind sie zumindest in ein produktives Ergänzungsverhältnis zu bringen?

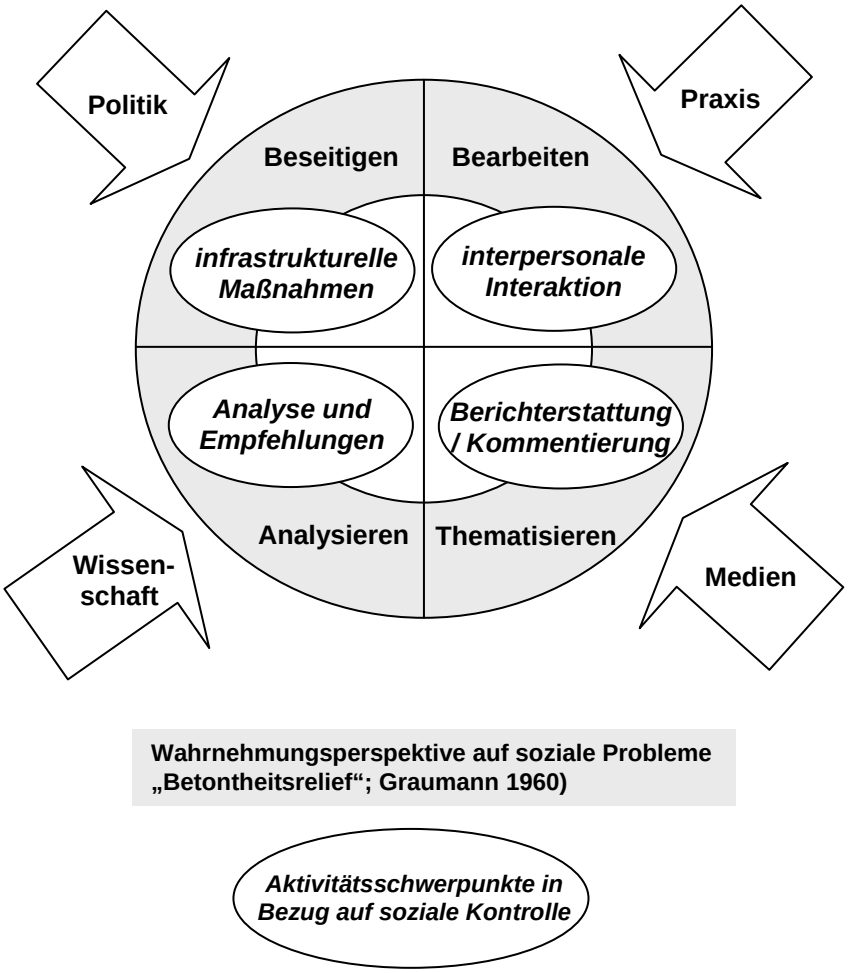
Als Beiträge zur Klärung dieser Fragen werden im Folgenden zunächst einige grundlegende Ausgangspunkte und Überlegungen zum sozialwissenschaftlichen Theorie-Praxis-Verhältnis in Erinnerung gerufen, um danach exemplarisch auf Erfahrungen mit Forschungs-Praxis-Kooperation einzugehen, die im Laufe eines Projekts anwendungsorientierter Sozialisationsforschung gesammelt wurden, das auch – und dies ist kein Widerspruch zum Anwendungsbezug – als Grundlagen eruierende erziehungs- bzw. soziarbeitswissenschaftliche Adressatenforschung betrachtet werden kann (dazu Hanses 2005) in einem Forschungsprojekt zur biographischen Entwicklung von rechtsextremen Orientierungen.[1]

2. Grundlegende Reflexionen zum Wissenschaft-Praxis-Verhältnis

Nahezu banal ist die Feststellung, dass ein soziales Problem in seiner (Nicht-)Existenz als soziales Problem selbst, in seiner Beschaffenheit (z. B. in seinem Ausmaß und seiner Brisanz) und in seinen Ursachen ebenso wie in Hinsicht auf seine soziale Kontrolle von den Wahrnehmungsperspektiven und den damit verbundenen Wahrnehmungsstandorten jener Akteur und Akteurinnen abhängt, die es registrieren und einschätzen. Bereits die Alltagserfahrung weiß – manchmal allerdings auch nur vermeintlich – um die je spezifischen Blickwinkel und Sichtweisen, die etwa die Politik, die Medien, die Zivilgesellschaft aber auch die Beschäftigten des Wissenschaftsbetriebs und der Praxis der Problemintervention und -prävention auf ein bestimmtes soziales Problem besitzen. Jenseits interindividueller Unterschiede der diesen Akteursgruppen jeweils Angehörigen und unbeschadet mancher Kongruenzen lässt sich zumeist eine in gewisser Weise typische Problemperspektivik und -akzentuierung feststellen und mit professionellen, disziplinären oder bestimmten gesellschaftlichen Zugängen, „blinden Flecken“, Ressourcen und Interessen verbinden. Erst recht wird dies deutlich, wenn auch noch die Perspektive der Träger des jeweiligen sozialen Problems und die ihrer Sympathisanten und Sympathisantinnen mit einbezogen werden. Für sie existiert das, was die anderen Akteursgruppen als soziales Problem definieren, oft schlicht als solches nicht.

Unter Bezug auf Graumann (1960) lässt sich die jeweilige Wahrnehmungsperspektive der Akteursgruppen auf soziale Problem als „Betontheitsrelief“ begreifen (vgl. zur perspektivitätstheoretischen Begründung von sozialwissenschaftlicher Forschung zusammenfassend auch: Prengel 2003). Es wird aufgrund spezifischer Aktivitätsschwerpunkte der jeweiligen Akteursgruppen herausgebildet und prägt wiederum auch die sozialen Kontrolltätigkeiten, zumal diese Aktivitätsschwerpunkte als zentrale Aufgaben verstanden werden und diese auch von außen mit bestimmten Handlungserwartungen belegt werden.

Abbildung 1: *Betontheitsrelief relevanter Akteure auf soziale Probleme und ihre soziale Kontrolle*



Zeichnen wir das jeweilige Betontheitsrelief für die Sphären von Wissenschaft und Praxis in Bezug auf allgemeine soziale Probleme und ihre soziale Kontrolle in einem ersten heuristischen Zugriff und ergänzen die Darstellung noch durch die Perspektiven jener zwei gesellschaftlichen Bereiche, die mit den von ihnen gegebenen Deutungen besonders relevante Einflussgrößen darstellen, nämlich durch die von Politik und Medien, so ergibt sich das folgende Schaubild (Abbildung 1)

Mag die Darstellung auch verkürzt und (vielleicht über-)pointiert erscheinen, bleiben doch als Zwischenfazit drei Punkte zu benennen: Erstens: Die Wahrnehmungsperspektiven auf soziale Probleme variieren nach verschiedenen Akteursgruppen. Zweitens: Die Variation hängt mit den spezifischen Handlungserwartungen zusammen, die sie betreffen. Drittens: Die Aktivitäten dieser Akteursgruppen in Bezug auf soziale Kontrolle werden von diesem Zusammenhang geprägt und beeinflussen ihrerseits wieder die Wahrnehmungsperspektiven.

Gerade auf jenes soziale Problem, auf das sich die Ausführungen zur Wissenschaft-Praxis-Kooperation im Forschungskontext weiter unten beziehen – auf das Auftreten rechtsextremer Skinheads –, lässt sich die obige Heuristik weiterführend beziehen. Es erweist sich dann, dass der akteursgruppenspezifische Zusammenhang von Handlungserwartungen, Wahrnehmungsperspektiven und Tätigkeiten spezifische Problemdeutungen ausprägt. Die Differenzen akzentuierend lassen sie sich wie folgt fassen (Abbildung 2).

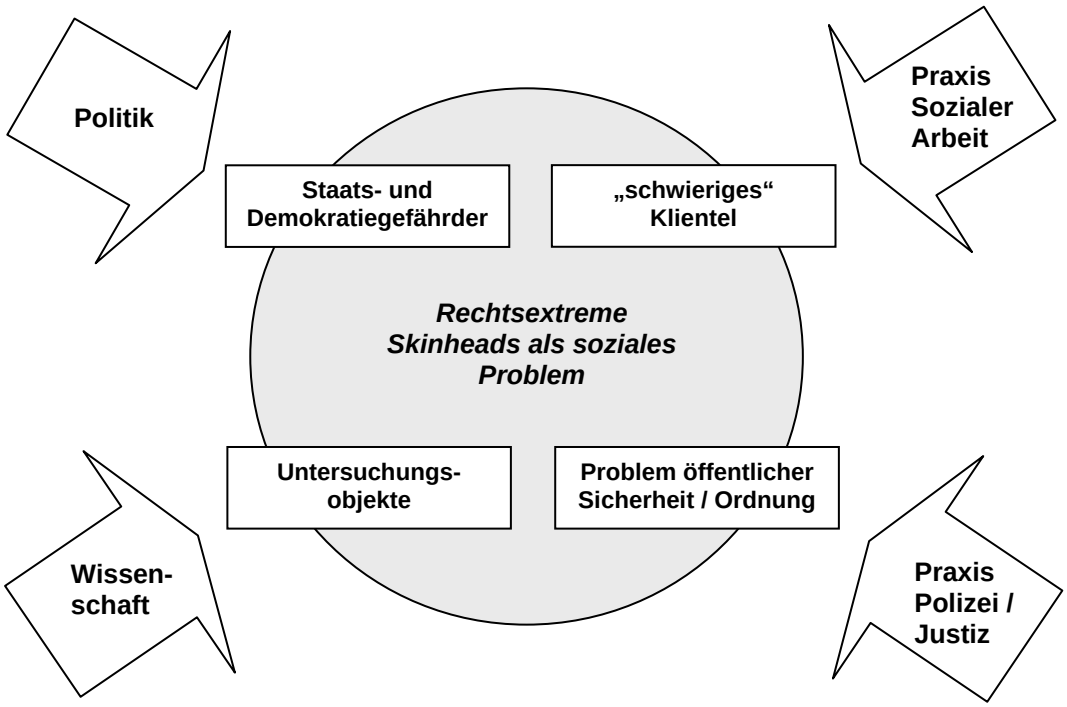
Bei dem hier fokussierten Problem stellen erfahrungsgemäß insbesondere Politik und die verschiedenen Praxisbereiche von Pädagogik bzw. Sozialer Arbeit sowie Polizei und Justiz Erwartungen an Wissenschaft. Zumindest soweit diese als anwendungsorientierte Forschung betrachtet wird und sich auch so versteht, sind diese Erwartungen nicht zu negieren.

Der Erwartungsdruck, mit dem sich die Politik in Hinsicht auf die Beseitigung oder zumindest Reduzierung (der Auffälligkeit) des sozialen Problems der Existenz rechtsextremer Skinheads konfrontiert sieht, führt seinerseits zu spezifischen Erwartungen an wissenschaftliche Untersuchungen. Ungeachtet dessen, dass die Frage offen bleibt, ob das Interesse der Politik an sozialwissenschaftlicher Forschung (auch) in diesem Bereich eher der Sicherung des existierenden Staats und der Demokratie als Staatsform dient oder eher nur den Erhalt der Loyalität der Bürger und Bürgerinnen zum politischen Personal verfolgt und wissenschaftliches Wissen u. U. nur zur Legitimation bereits getroffener Entscheidungen und Planungen funktionalisiert werden soll, zielt es doch auf wissenschaftliche Aussagen und Handlungsempfehlungen über die Gestaltung und Gestaltbarkeit von Strukturen.

Praxis hingegen ist – ihrem Aufgabenzuschnitt entsprechend – primär an Bearbeitungsvorschlägen, teils sogar rezeptologischen Anweisungen gelegen, die sich auf die interpersonale Auseinandersetzung mit den Problemträgern selbst beziehen; wobei auch hier offen bleibt, inwieweit sie sich auch mit der nachträglichen Legi-

timation ohnehin ablaufender Praxis durch ihr Bedachtwerden mit „wissenschaftlichen Weihen“ begnügt und vor allem die Absicherung von Trägern und Stellen intendiert.

Abbildung 2: *Wahrnehmungsperspektiven relevanter Akteure auf die Existenz rechtsextremer Skinheads als soziales Problem*



Es erhebt sich die Frage, ob erwartet werden kann, dass wissenschaftliche Forschung das (zumindest formulierte) Interesse an Handlungsempfehlungen, wenn nicht gar -anweisungen erfüllt. Ein erster (von zwei) Antwortversuch(en) läuft auf ein klares „Nein“ hinaus; dies deshalb, weil Wissenschaft und Praxis durch unterschiedliche Rationalitätstypen gekennzeichnet sind. Orientiert sich wissenschaftliche Rationalität am abstrakten Gegenstand der Theorie, ihrer Produktion und ihrer Kritik, wird die „Logik der Praxis“ auf konkrete Tätigkeiten hin entwickelt. Während Wissenschaft sich weitgehend auf das Beschreiben, Analysieren und Deuten von Sachverhalten und Sozialem beschränkt, kann Praxis in nahezu keinem Moment auf das Treffen von Entscheidungen verzichten. Entsprechend ist Praxis auf die (Re-)Konstruktion von Handeln, Wissenschaft dagegen auf die (Re-)Konstruktion von Wissen und Theorien ausgerichtet.

Die Beurteilungskriterien der eigenen Tätigkeit kulminieren nach klassischem Wissenschaftsverständnis im Bereich der Wissenschaft im Aspekt der Widerspruchsfreiheit. Wenn danach Wissenschaft idealiter ihre Aussagen nach Wahrheit bzw. Richtigkeit bewertet, so beurteilt die Praxis ihre Aktivitäten in erster Linie nach ihrer Angemessenheit und Nützlichkeit bzw. Wirksamkeit. Selbst wenn man dagegen auf der Basis einer postmodernen Wissenschaftsauffassung (vgl. z. B. Lyotard 1991; Welsch 1992) die Kontingenz, Selbstreferenzialität, Zeitabhängigkeit und Ambivalenz wissenschaftlichen Denkens und Urteilens in Rechnung stellt und speziell für die durch die Soziale Arbeit geleistete professionelle Arbeit an sozialen Problemen systemtheoretisch-konstruktivistisch von der Dominanz struktureller Ambivalenzen ausgeht, die sich in der Theoriestruktur der Sozialarbeitswissenschaft reflexiv spiegeln (sollten) (vgl. Kleve 2007), so bleibt doch letztlich die Differenz von wissenschaftlichem Theoretisieren und handlungspraktischem Agieren bestehen.

Diese Unterscheidbarkeit lässt sich idealtypisch mindestens in dreierlei Weise fassen, wobei sich jeweils die Struktur des Wissenschaft-Praxis-Verhältnisses, die jeweilige Leitvorstellung, das Professionsmodell und die der Theorie zugewiesene Funktion voneinander abheben.

Ein erstes Modell des Wissenschaft-Praxis-Verhältnisses ist noch immer weit verbreitet, muss aber wohl „naiv-szientistisch“ genannt werden (prototypisch vgl. Rössner 1973, 1977, 1982, 1989). In ihm herrscht die Vorstellung vor, Theorie könne Praxis anleiten, die Disziplin(en) determinierend die Profession(en) formen. Die Struktur des Verhältnisses von Theorie und Praxis ist also durch Über- bzw. Unterordnung gekennzeichnet: Praxis ist danach aus Theorievorgaben deduzierbar. Das mit einer solchen Auffassung verbundene Professionsmodell sieht den sozialarbeiterischen Praktiker als Sozialtechnologen, der das „umsetzt“, was die Wissenschaft „festgestellt“ hat. Die Funktion von Theorie wird hier mithin in einer Rationalisierung von Praxis gesehen, kommt aber über einen expertokratischen Anleitungsmodus nicht hinaus.

Das Gegenmodell dazu (vgl. z. B. Scherpner 1962; Dießenbacher 1979; Prange 1991) baut zwar auch auf einem strukturellen Verhältnis von Theorie und Praxis auf, das auf Über- und Unterordnung basiert, dreht diese Hierarchie aber um. „Naiv-praktizistisch“ erwächst für diese Vorstellung Theorie induktiv aus Praxis. Praktische Arbeit an sozialen Problemen ist in dieser Sicht motiviert durch die menschliche Urkategorie des Helfens, auch dann, wenn solcher Altruismus gegen Entgelt berufsmäßig ausgeführt wird. Theoretischer Erkenntnisse aus dem Wissenschaftsbereich bedarf es für sie eigentlich kaum. Allenfalls kommt ihnen die Funktion nachträglicher Legitimation für ein eher aus Motivation, weltanschaulicher Überzeugung und Haltung als aus Erlerntem und Erlernbarem beziehbares Handeln zu.

Eine dritte Denkweise konzipiert die Beziehung zwischen den Sphären von Wissenschaft und Praxis dialektisch. Unterlegt wird hier die Annahme eines wechselseitigen Bedingungsverhältnisses im Sinne eines Kommunikations- und Kooperationszusammenhangs, der die Differenz zwischen theoretischem Reflektieren und praktischem Handeln nicht leugnet, beidem aber Äquivalenz zuweist. Dieser Sichtweise liegt ein Professionsmodell der „stellvertretenden Deutung" nahe (Dewe et al. 2001), für das der Respekt vor der Autonomie der Lebenspraxis der Träger und Trägerinnen sozialer Probleme zentral ist. Lebenslagen- und Lebensweltbezug, Orientierung an der Biographie und den Biographisierungsleistungen der Adressaten und Adressatinnen, das Interesse am Verstehen, das Angebot von Sinnauslegung und -rekonstruktion und die Mobilisierung von Selbsthilfepotenzialen stellen hier unverzichtbare Basics dar. Der Wissenschaftsbezug kann dabei als „reflexiv" charakterisiert werden, die Funktion von Theorie liegt dementsprechend in der Reflexion der Praxis, ihre weiterführende Bedeutung in dem darüber gegebenen Verstörungs- und Innovationspotenzial für die Praxis.

Disziplinäres Wissen begreift sich in diesem Modell nur als ein Bestandteil einer professionellen Wissensbasis von Professionellen, in die u.a. auch noch Bestände von Alltagswissen, Verfahrenskenntnisse und habituelles berufspraktisches Wissen eingehen. Erst durch einen Prozess der Transformation dieser Wissensformen, der nicht als ihre identische Reproduktion gedacht ist, sondern sich gerade in der Fähigkeit zur „Umkontextuierung" (Luhmann 1977: 32) erweist, baut sich demnach professionell kompetentes Handeln auf. Die sozialwissenschaftliche Verwendungsforschung belegt seit langem und mehr als hinreichend, dass der Exklusivitätsanspruch der Wissenschaft auf eigenproduziertes Wissen sich vernutzt, ein unmittelbarer Transfer sozialwissenschaftlichen Wissens im Sinne einer Eins-zu-Eins-Umsetzung nicht geschieht und auch nicht geschehen kann, weil die Praxis im Zuge der Szientifizierung der Gesellschaft „eigenmächtig" situativ-pragmatisch die Theorieangebote wissenschaftlichen Wissens wie einen „Selbstbedienungsladen" (Beck/Lau 1983: 167) nutzt, die Verwendungsformen und -orte pluralisiert und dabei dieses Wissen verändert (vgl. auch z. B. Beck/Bonß 1984, 1989), so dass auch der „wissenschaftlich ausgebildete Praktiker" im Umgang mit sozialen Problemen und sozialer Kontrolle nicht als Figur gedacht werden kann, die eine schlichte „Anwendung" wissenschaftlicher Erkenntnisse in Form eines unmittelbaren Transfers realisiert (vgl. auch Lüders 1989).

Nach dem Verständnis des dritten Modells bleiben zwar Wissenschaft und Praxis unterschiedliche Handlungsformen (oder in systemtheoretischer Diktion: Systeme), sind aber nicht unverkoppelbare Gegensätze. Schon gar nicht sind sie unübersteigbar umzäunte Areale, die den in ihnen agierenden Fachleuten unveränderbare Aufgabenfelder zuweisen und Grenzübertritte prinzipiell oder auch nur temporär verunmöglichen. So wenig wie theoretisches Arbeiten auf alltagspraktische

Verrichtungen zu verzichten vermag, können die Vertreter und Vertreterinnen der Praxis das eigene Theoretisieren entbehren. Wissenschaftlich aus- und fortgebildet wie sie sind, z. T. sogar vorgängig im Bereich von wissenschaftlicher Forschung beschäftigt, verfügen sie auch keineswegs ausschließlich über Deutungskonzepte und -verfahren, die nur dem Alltagswissen oder der berufspraktischen Erfahrung entlehnt sind. Deshalb weil sie aktuell Praktiker oder Praktikerinnen sind, stellen sie nicht unbedingt unzuverlässigere Beobachtungen, banalere Reflexionen und ungenauere Analysen an als Menschen, die im Wissenschaftsbetrieb tätig sind, auch wenn sie sich aufgrund ihres Handlungszwangs eher als Wissenschaftler oder Wissenschaftlerinnen gezwungen sehen, beobachtete und gedeutete Komplexität zu reduzieren, Kontingenz als Verunsicherung zu erfahren und in einer Weise zielgerichtet zu intervenieren, die die Selbstreferenzialität menschlichen Handelns unterbelichtet lässt (vgl. Kleve 2007).

Nähern wir uns der oben aufgeworfenen Frage nach der Erwartbarkeit von praktischen Handlungsempfehlungen aus wissenschaftlicher Forschung heraus nun erneut in einem zweiten Schritt, so lässt sich nun davon ausgehen, dass zwar die Rationalitäten von Wissenschaft und Praxis unterschiedliche sind, dies aber nicht bedeutet, dass die beiden Sphären sich bezüglich der in ihnen gegebenen Handlungserfordernisse gänzlich unterscheiden. Vielmehr gibt es, ohne dass sich die Diskrepanzen darin gegenseitig aufheben würden, eine große Kongruenzfläche, die auf beiden Seiten durch die wechselseitige Verwiesenheit der Kommunikationsgemeinschaften aufeinander und durch die Unerlässlichkeit permanenter Reflexionsleistungen über gleiche oder zumindest verwandte Gegenstände – hier: soziale Probleme bzw. soziale Kontrolle – entsteht; dies auch dann, wenn deren Kontexte, Anlässe, Intentionen, Intensitäten, Verfahren etc. differieren mögen.

Vorausgesetzt wir halten an der (mehr als) plausiblen Einsicht fest, dass Multiperspektivität und die Herstellung von Deutungsvielfalt komplexe Sachverhalte besser abzubilden und zu verstehen vermag als Monoperspektivität und vermeintliche Eindeutigkeit von Analysen, so folgt (nicht nur) für die Erforschung sozialer Probleme (und sozialer Kontrolle) daraus, dass sie solange suboptimal erfolgt, wie die Sichtweisen von Praktikern und Praktikerinnen auf den Untersuchungsgegenstand ausgeblendet bleiben und diese nicht als kritisches Korrektiv für die Entwicklung von Fragestellungen, Objektkonstruktion(en) und methodischen Herangehensweisen wie als Kooperationspartner bei der Entwicklung von Handlungsempfehlungen fungieren können.

Damit soll weder ein unkritisches Plädoyer für Aktions- oder Handlungsforschung begonnen werden (dazu z. B. Moser 1975, 1977; Munsch 2005), noch die Relevanz einer Praxisforschung begründet werden, in der die Kooperation von Wissenschaftler bzw. Wissenschaftlerinnen und Praktiker bzw. Praktikerinnen so weit intensiviert wird, dass beide ihre Systemlogiken in striktem Anwendungsbe-

zug des Forschungsprozesses einem übergeordneten gemeinsamen Ziel der Optimierung von Praxis unterworfen sehen (vgl. zu diesem Typus und anderen Formen von Praxisforschung auch Heiner 1988). Vielmehr soll im „Experimentierraum" (von Wensierski 2003: 76) eines bislang nur undeutlich abgesteckten „intermediären Felds" (ebd. 74 ff.) des Wissenschaft-Praxis-Diskurses der Fokus auf jene „Ebene einer wissenschaftlich analytischen Forschung" gerichtet werden, „deren Methodologie und Gütekriterien allein der Anforderungen eines handlungsentlasteten Wissenschaftssystems verpflichtet sind" (ebd. 79). Weiterhin muss gelten: Erkenntnisproduktion ist nur dann wissenschaftlich, wenn sie bestimmte Qualitätskriterien einhält.

3. Qualitätskriterien qualitativer Forschung

Für qualitativ-rekonstruktive Forschung hat Steinke (1999, 2005) in Auseinandersetzung mit und in Abgrenzung von den klassischen Qualitätsmerkmalen quantitativer Forschung wie Objektivität, Reliabilität und Validität bei Anerkennung von Teilaspekten spezifische Gütekriterien aufgestellt. In Anlehnung an die von ihr genannten sieben Kriterien kann die Qualität des Forschungsprozesses durch den Einbezug von Praktikern und Praktikerinnen in Hinsicht auf die folgenden Bereiche gehoben werden:

1. Die Sicherung der *Relevanz* von Fragestellung und theoretischen Aussagen: Die Relevanz der Fragestellung lässt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten beurteilen. Zweifelsohne jedoch ist bei einer gesellschaftswissenschaftlichen Fragestellung mit aktuellem Bezug die Praxisrelevanz ein entscheidendes Kriterium. Praxisrelevanz allerdings können am ehesten Praktiker und Praktikerinnen beurteilen. Sie in die Bewertung, ja besser noch: in die Entwicklung und Ausdifferenzierung der Fragestellung einzubeziehen, bietet sich daher nicht nur an, sondern stellt eine Unabdingbarkeit dar. Relevanz lässt sich daneben auch an der Frage messen, welchen Beitrag die durch die empirische Studie angeregten theoretischen Aussagen für neue Deutungen der Problematik, Erklärungen der Phänomene und mögliche Lösungen besitzen. Insoweit Problembearbeitungen Praktikern und Praktikerinnen obliegen, können sie als Experten und Expertinnen für die Interventionsbezogenheit von wissenschaftlich zustande gekommenen Erkenntnissen gelten und diese Perspektive auch für die Bewertung von Interpretationen und ihre Explanationskraft einbringen.

2. Die *intersubjektive Nachvollziehbarkeit*: Da das in der quantitativen Forschung Geltung beanspruchende Kriterium der intersubjektiven Überprüfbarkeit und Replizierbarkeit aufgrund der Einzigartigkeit einer qualitativen Erhebungssituation und der Nutzung nicht-standardisierter Verfahren nicht angelegt werden kann, ist die prinzipielle Nachvollziehbarkeit von Vorgehensschritten und Interpre-

tationen nicht nur über die Dokumentation des Vorverständnisses, der Erhebungsmethoden und des Erhebungskontextes, der Transkriptionsregeln, der Daten selbst, der Auswertungsmethoden, von Reflexionen, Entscheidungen und Problemen sowie der Kriterien sicherzustellen, verlässliche regelgeleitete Auswertungsverfahren zu nutzen und Interpretationen in Forschungsgruppen vorzunehmen. Transparenz und Validität können auch dadurch gesteigert werden, dass in den Interpretationsprozess nicht nur andere Forschende – etwa im Sinne eines „peer debriefing“ (Lincoln/Guba 1985) –, sondern auch Praktiker und Praktikerinnen aus relevanten Feldern des Anwendungsbezugs eingebunden werden. Intersubjektivitätsherstellung profitiert dann von einer derart erweiterten Multiperspektivik.

3. Die *Indikation* des Forschungsprozesses und der Bewertungskriterien: Die Aufgabe, zu prüfen, ob die zu verfolgende Fragestellung sich für eine qualitativ-empirische Aufarbeitung anbietet, ob Samplingstrategien, Transkriptionsregeln, Erhebungs- und Auswertungsmethoden sowie Bewertungskriterien angemessen sind, stellt sich bei einem anwendungsbezogenen Forschungsprojekt nicht nur dem wissenschaftlichen Personal. Auch Vertreter und Vertreterinnen der Praxis können hierzu auf ihrem Erfahrungshintergrund Überlegungen einbringen; dies umso mehr als sie ja nicht nur über Praxiswissen verfügen, sondern auch – zumindest gilt dies für die Felder von Pädagogik und Sozialer Arbeit – wissenschaftlich ausgebildet sind, in zahlreichen Fällen Stellen besetzen, die Scharnierfunktionen zwischen Wissenschaft und Praxis bilden und im Übrigen zunehmend selbst vor Ort praxisforschend – etwa in Projekten von Qualitätssicherung und/oder Evaluation – tätig sind. Insbesondere bei Fragen, die mit dem Umgang mit Probanden zu tun haben, also z. B. die Erhebungsbedingungen oder die probandInnenbezogenen kommunikativen Validierungschancen betreffen, sind eher sie die Experten und Expertinnen als die relativ feldfernen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen.

4. Die *empirische Verankerung* der Theoriebildung: Wenn qualitative Forschung theoretische Aussagen generiert, sollten diese nachweislich in empirischen Daten gründen. Die Überprüfung des Empirie-Theorie-Zusammenhangs im Sinne eines member checks (vgl. Lincoln/Guba 1985) durch die Untersuchungspersonen ist prinzipiell sinnvoll, ist jedoch in Bezug auf manche Probandengruppierungen – etwa rechtsextrem orientierte Skinheads als Probanden – gar nicht oder höchst eingeschränkt möglich, weil nicht ohne weiteres von einem dafür erforderlichen Reflexionsgrad und der Zustimmungsfähigkeit auf Seiten der Untersuchten ausgegangen werden kann. Ein check durch Personen, die tagtäglich mit den Probanden zusammen sind und sie und ihre Erfahrungshintergründe sehr gut kennen, kann die Angemessenheit forscherischer Schlüsse aus dem Daten-Material ergänzend beurteilen.

5. Die *Limitation* des Geltungsbereichs der Aussagen: Qualitative Forschung ist sich der Abhängigkeit ihrer Daten und Auswertungen von dem zeitlichen, räumli-

chen und sozialen Kontext bewusst. Insofern sie aber an der Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse interessiert ist, ohne deshalb Universal-Theorien entwickeln zu wollen, werden über Typenbildungen und kontrastierenden Vergleich Reichweiten und Grenzen kontextspezifischer Gültigkeit bestimmt. Wo dabei die Technik der ‚Erfahrungsprobe' eingesetzt wird, also Idealtypen mit empirischen Fällen konfrontiert werden oder das Verfahren der Suche nach und Analyse von abweichenden, negativen und extremen Fällen angestellt wird, kann der weit gespannte Blick der Praxis auf die Vielfalt von Fällen eine fruchtbare Orientierungshilfe bieten.

6. Die *Reflexion der Subjektivität des Forschers bzw. der Forscherin*: Die Begrenztheit der eigenen subjektiven Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand anzuerkennen, sie durch eine auf sie gerichtete Reflexivität zu berücksichtigen und durch Anstrengungen zur intersubjektiven Verschränkung von Perspektiven zu relativieren, ist eine Grundanforderung an qualitativ Forschende. Die Selbst-Inpflichtnahme zur reflexiven Vergewisserung der z. B. historischen, ökologischen, kulturellen und sozialen Gebundenheit forscherischen Erkennens ist ein notwendiger Bestandteil von Forschung. Überprüfbar gehalten wird sie am ehesten jedoch dann, wenn sie sich bereits während des Forschungsprozesses ausweisen muss. Kooperierende Praktiker und Praktikerinnen können hier als prozessimmanente Kontrolle fungieren.

7. Die *Kohärenz und Konsistenz* von Aussagen: Dass ein System von Aussagen logisch widerspruchsfrei sein sollte, gehört zu den Basisanforderungen an Wissenschaftlichkeit. Kohärenz auf die innere Logik eines Aussagensystems zu beschränken, würde aber bedeuten, zur Beurteilung ihrer Wahrheit die Frage ihres Realitätsbezugs auszublenden. Soweit Realität wiederum nicht als von menschlichen Handlungen und Bedeutungszuschreibungen unabhängig gelten kann und somit als konstruiert aufgefasst wird, haben sich Konstruktionen wie Interpretationen, Erklärungsansätze oder Theorien an der Messlatte ihrer Brauchbarkeit und Nützlichkeit auszuweisen. Ihre erfahrene Verlässlichkeit ist eine Resultante pragmatischer „Viabilität" (vgl. Glasersfeld 1985; kurz auch: Steinke 1999: 93 ff., 239 ff.): Erweist sich Wissen im Lichte der Erfahrung als brauchbar und daher geprüft an der Realität als wahr oder nicht? Kein Zweifel, dass die Passung an solche pragmatischen Kriterien für Kohärenz und Konsistenz am ehesten von Repräsentanten und Repräsentantinnen der gesellschaftlichen Praxis und des unmittelbaren Umgangs mit jenen Erscheinungsweisen, die hier den Untersuchungsgegenstand bilden, beurteilt werden können. Wenn Logik der Syntax und Logik der Praxis zusammengeführt werden, dürften jeweilige Wahrnehmungsbornierungen kompensierbar sein.

8. Problemorientierung als *Praxisorientierung*: Dieses weitere Prinzip lässt sich mit Bezugnahme auf eine von 13 „Säulen" bzw. damit gleichzeitig eines von 13 Qualitätskriterien, die Mayring (2002: 34 f.) für qualitative Forschung benennt, ergänzen: Qualitative Forschung hat sich von ihren ersten Anfängen an immer als

lebenswelt- und praxisnahe Forschung verstanden. Ihre Forschungsgegenstände bestehen im Wesentlichen in Problemen gesellschaftlicher Praxis bzw. im Umgang damit. Diesem „Primat der praktischen Problemstellungen als Ansatzpunkt und Ziel der Untersuchung“ gilt „abgehobene, reine Grundlagenforschung [als] problematisch“ (Mayring 2002: 34 f.). Unter diesem Blickwinkel liegt es nahe, Akteure der Praxis selbst in den Forschungsprozess einzubinden. Zwar ist es im Allgemeinen nicht angezeigt, sie selbst ausnahmslos jeden Arbeitsschritt genauso tun zu lassen wie die Forscher und Forscherinnen – z. B. die Erhebung bei ihnen persönlich bekannten Probanden durchführen zu lassen –, aber es ist prinzipiell keine Untersuchungsphase denkbar, bei der sie als beratende KooperationspartnerInnen auszuschließen wären.

4. Erfahrungen mit Wissenschaft-Praxis-Kooperation im Forschungsprojekt „Ein- und Ausstiegsprozesse von Skinheads“

Aus den genannten Gründen hat das Skinhead-Forschungsprojekt, anhand dessen hier die möglichst authentische Hereinnahme der Praxisperspektive in „angewandte Grundlagenforschung“ (Hanses 2003) an sozialen Problemen exemplifiziert und konkretisiert werden soll, frühestmöglich Praktiker und Praktikerinnen in die Arbeit eingebunden. Zentrales Motiv dafür war die Optimierung des Forschungsprozesses und der Transferleistung des Projekts. Konkret wurde ein kontinuierlicher Forschung-Praxis-Dialog etabliert, der im Wesentlichen auf ca. halbjährlichen zweitägigen Workshops und einer Vielzahl von informellen Kontaktaufnahmen zwischendurch gründete. Um eine arbeitsfähige, personell möglichst wenig fluktuierende Gruppe zu erhalten, wurde dazu ein Praktikerbegleitkreis von rund einem Dutzend Personen eingerichtet.

Voraussetzung für die Einladung zur Mitarbeit in diesem Kreis war neben projektrelevanter Erfahrung und vorhandenem Interesse ein unmittelbarer Kontakt zu Personen, die sich in der ProbandInnengruppierung befinden, die Bereitschaft zu kontinuierlicher Teilnahme und zur Beratung des Projektteams, das Abdecken eines bestimmten Erfahrungsspektrums, die Bereitschaft und Fähigkeit zu interdisziplinärer und interprofessioneller Kooperation. Ferner wurde darauf geachtet, unterschiedliche problembearbeitende Professionen repräsentiert zu haben, eine geschlechts- und altersspezifische Durchmischung zu erreichen, um Gender- und alterssensible Auswertungen begünstigen zu können, regionalspezifische Momente, z. B. Ost-West-Differenzen oder -Kongruenzen, repräsentiert zu sehen und auch Menschen einzubeziehen, die Eigenerfahrungen als ehemalige Mitglieder der rechtsextremen Szene haben.

Diese Zusammensetzung hat ihre Gründe: Unmittelbarer Kontakt zu Personen der ProbandInnengruppierung wurde vorausgesetzt, um zum einen Mitarbeiter und

Mitarbeiterinnen zu gewinnen, die tatsächlich an der Problemfront tätig sind und nicht nur im Wesentlichen planend, konzeptualisierend oder administrativ mit der Thematik beschäftigt sind, und zum anderen in der Gruppe zu diskutierende Deskriptionen und Deutungen von Einzelfällen durch Hinweise von Kennern des konkreten Falls und seines sozialen Kontextes qualifizieren zu können. Damit die Teilnehmer und Teilnehmerinnen nicht von Treffen zu Treffen stets neu auf den aktuellen Stand der Erörterungen gebracht werden mussten, sich wechselseitig Vertrauen aufbauen und sich so etwas wie eine gruppeninterne Diskurskultur entwickeln konnte, wurde die Gruppe in ihrem Kern personell stabil gehalten und kontinuierliche Teilnahme erwünscht. Ihre Beratungsfunktion wurde den Teilnehmenden im Sinne der oben dargelegten Aspekte transparent gemacht.

So entstand eine Gruppe aus ost- und westdeutschen Frauen und Männern, zwischen 25 und 55 Jahren alt, deren Mitglieder in unterschiedlichen Feldern mit Skinheads befasst sind, wobei zwei von ihnen im Selbstbild nicht-rechte Skinheads sind: in der aufsuchenden Jugendarbeit, der offenen Jugendarbeit, der Jugendbildungsarbeit und der Bewährungshilfe, bei der Polizei, in Ausstiegsprogrammen, als Aussteiger ohne professionellen Ausbildungshintergrund in Ausstiegshilfen oder in der Forschung wie das Forscherteam. Das Professions- bzw. Disziplinenspektrum reicht von Personen, die sich noch in Ausbildung befinden (die Aussteiger), über Ausbildungen im Polizeiwesen, in Soziologie, Politologie, Kriminologie, Pädagogik bis hin zur Sozialen Arbeit, wo der Schwerpunkt liegt.

Gegenstand der Beratungen der Praktikerbegleitgruppe waren regelmäßig die Erörterung von aktuellen Entwicklungen im jeweiligen Arbeitsfeld der Teilnehmenden und der Informationsaustausch über Neuigkeiten in der rechten Szene bzw. innerhalb der Skin-Szene. Des Weiteren hatte jeder Workshop seinen inhaltlichen Schwerpunkt. Ging es zunächst um das Forschungsdesign und die Ausdifferenzierung der Fragestellung, dann um die Vorstellung und Weiterentwicklung der Erhebungsinstrumente, wurden danach an ausgewählten Beispielen Interpretationsschritte und Auswertungen behandelt, bevor abschließend die Konsequenzen der gewonnenen Erkenntnisse für Handlungsempfehlungen diskutiert wurden.

Aus der Sicht der Teilnehmenden fallen die Erfahrungen mit der Begleitgruppe sehr positiv aus: Wie Kurz-Evaluationen über die Projektlaufzeit hinweg ergeben haben, wird die Einrichtung dieser Gruppe von ihnen ohne Abstriche als gut und fruchtbar betrachtet. Man gibt an, sich durch sie als Praktiker und Praktikerin, zumal als Kraft, die an der Problemfront arbeitet statt an der Hierarchiespitze der jeweiligen Einrichtung zu stehen, ernst genommen zu fühlen, davon aber auch anfänglich überrascht worden und deshalb zunächst nicht ganz ohne ein gewisses Misstrauen gekommen zu sein. Es wird goutiert, dass Praxiswissen als wichtige Wissensgrundlage einen bedeutsamen Rang erhält.

Von manchen wird auch eine Aufwertung der eigenen Position im Arbeitsfeld durch die Teilnahme an Forschungsberatung und der damit verbundenen konstruktiven (und nicht nur rezeptiven) Aufgabe vermerkt. Positiv wird gesehen, dass Forschung hier einen Schritt auf Praxis zu gemacht hat, Transparenz über ihr Vorgehen schafft, Praxisperspektiven auf den Untersuchungsgegenstand wie auf die Vorgehensschritte nicht etwa als lästige Störfaktoren, sondern als wertvolle und wertgeschätzte Optimierungsressourcen für die eigene Arbeit versteht und das Ziehen von Konsequenzen für die Praxis nicht isoliert vom ‚grünen Tisch' oder schlimmer noch: aus dem ‚Elfenbeinturm der Wissenschaft' heraus unternimmt. Darin wird von Praktikern und Praktikerinnen ein Vorgehen erblickt, das prinzipiell wünschenswert ist, aber noch viel zu selten realisiert wird.

Nicht zuletzt wird die Teilnahme auch als eigene Fortbildung begriffen, zumal in dieser Dichte, Spanne, Kompetenz und Vernetzungsqualität vergleichbare Veranstaltungen fehlten. Dies betreffe sowohl Gelegenheiten zu fachspezifischem Austausch in getrennten Angeboten für Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen bzw. -pädagogen und -pädagoginnen, die mit Skinheads arbeiten, einerseits und für Angehörige von Sicherheits- und Ordnungsbehörden (vor allem Polizei), die mit Skin-Klientel zu tun haben, andererseits als auch fachübergreifende Treffen bzw. Seminarangebote und Schulungen für Praktiker und Praktikerinnen der genannten Arbeitsfelder. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sozialarbeiterischer bzw. -pädagogischer Skin-Arbeit bemängeln dies ebenso wie Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen staatlicher Organe, vor allem aber Fachkräfte in den relativ neu eingerichteten Aussteigerprogrammen.

Speziell auch Foren für einen von wechselseitiger Anerkennung erfüllten, austarierten Wissensaustausch zwischen Praxis und Wissenschaft seien Mangelware. Der Praktiker/Praktikerinnen-Workshop des Skinheadprojekts habe das Fehlen solcher Plattformen nicht gänzlich kompensieren können, habe aber eine Keimzelle für ihre Entwicklung bilden und auch insofern praktisch wirksam werden können. Die Einschätzung mündet in das Bekenntnis und den Wunsch, dass es eigentlich bei jedem ähnlich gelagerten Forschungsprojekt demnächst eines vergleichbaren Dialogs mit entsprechender Zielausrichtung bedürfe.

Die Größe und Zusammensetzung der Gruppe stellt sich aus der Sicht der Teilnehmenden als äußerst gelungen dar: Ihre Überschaubarkeit, aber auch gerade ihre Vielfalt und Heterogenität wird als vertrauensstiftend, komplementär und anregend erlebt. Die Kriterien der Herstellung der damit intendierten Multiperspektivität werden als sinnvoll beschrieben.

Die inhaltlichen Diskussionen werden durchweg als inhaltlich dicht und – wohl auch wegen der ungewöhnlichen Zusammensetzung der Gruppe und nicht nur wegen des Themas – als spannend eingestuft. Man habe zwar durchaus gelegentlich die unterschiedlichen Rationalitäten und Argumentationsweisen von Wissenschaft

und Praxis verspürt, habe aber nie das Gefühl gehabt, sich einer szientistischen Diskussionskultur unterwerfen zu müssen, sondern den Eigenwert praxisbezogener Reflexionen zugestanden bekommen. Dies wird auch darauf zurückgeführt, dass die Projektverantwortlichen langjährige Erfahrungen im Wissenschaft-Praxis-Austausch besitzen, ihnen daher ein entsprechendes Interesse sowie Verständnis zugesprochen werden könne; ein Umstand, der einmal mehr unterstreiche, wie wichtig die Kontinuität solchen Austausches sei, um sie zu einer Umgangskultur zu verstetigen.

So stark der Freude darüber Ausdruck verliehen wird, an allen wesentlichen Forschungsschritten nach der Antragstellung beteiligt worden zu sein, so sehr wird doch bedauert, letztlich nicht genügend Zeit für die angestandenen Arbeiten gehabt zu haben. Trotz intensiver Arbeit und sogar Verlagerung mancher Diskussionen in die Freistunden hinein, habe man nur selektiv, andererseits immerhin aber wenigstens exemplarisch arbeiten können. Andererseits sei es auch nicht möglich, mehr Arbeitszeit für eine Begleitgruppe ‚abzuzwacken' und sich etwa häufiger oder länger zu treffen, zumal manche Teilnehmer und Teilnehmerinnen ohnehin schon ihre Freizeit (den Samstag) für ihre Partizipation einsetzten und viele auch zusätzliche Aufgaben übernahmen: z. B. den Aufbau einer internen Internetplattform, interpretative Vorarbeiten, die Abfassung kurzer Arbeitspapiere oder die Absprache von Aktivitäten, die durch die Kontaktanbahnung innerhalb der Praktiker/Praktikerinnenbegleitgruppe – durchaus beabsichtigt – (relativ) unabhängig vom Forschungsprojekt selbst entstanden.

Aus der Perspektive des Forschungsteams ist zum Verlauf und zur Produktivität des Begleitkreises darüber hinaus anzumerken: Zwar wurden aus der Sicht der Begleiter und Begleiterinnen die wichtigsten Schritte des Forschungsprozesses thematisiert, im Hinblick auf die Sicherung der Relevanz der Fragestellung musste man sich jedoch damit begnügen, eine schon vorhandene Fragestellung im Prinzip zu akzeptieren und konnte allenfalls Ausdifferenzierungen und Ergänzungen vornehmen. Zwar hatte niemand der Teilnehmenden Vorbehalte gegen die Kernfragestellung, dennoch hätte die Sicherung von Praxisrelevanz besser damit begonnen, *vor* einer endgültigen Antragstellung die konkreten Forschungsabsichten mit Praktiker und Praktikerinnen rückzukoppeln.

Dessen ungeachtet wurden die mit der Einrichtung der Praktikerbegleitgruppe verbundenen Erwartungen aus Forschersicht dahingehend voll erfüllt, dass die Praxisrelevanz und die Güte der Untersuchungen im oben näher beschriebenen Sinne befördert wurden. So konnten etwa weitaus passgenauere arbeitsfeldspezifische Handlungsempfehlungen gegeben werden als dies ohne Praktiker/Praktikerinnen-Kontakt möglich gewesen wäre. Im Nebeneffekt wurden unter den Teilnehmenden und zwischen Forschern und Praktiker bzw. Praktikerinnen Vernetzungen geschaf-

fen, die von allen Beteiligten als dauerhaft tragfähig eingeschätzt werden und sich bei verschiedenen Aktivitäten bereits bewährt haben.

5. Konsequenzen für die Anlage anwendungsorientierter sozialwissenschaftlicher Forschung

Für künftige Forschungsvorhaben ist aufgrund dieser Erfahrungen zu empfehlen, einen Forschung-Praxis-Dialog als konstitutiven und entsprechend finanzierten Bestandteil von Untersuchungsprozessen zu installieren und schon in der Phase der Antragsskizzierung eine Kooperation mit Praktiker und Praktikerinnen zur Sicherung der Praxisrelevanz der Fragestellung vorzusehen und diese auch über Forschungsförderung zu finanzieren. Um praxisoffen und experimentierfreudig Fachkräfte aus der Praxis in die Gestaltung der methodischen Anlage von Forschung, in die Auswertung der Daten und – vor allem – in die Formulierung praktischer Schlussfolgerungen einzubeziehen, ist eine kontinuierliche und nicht allein punktuelle beratende Begleitung durch immer dieselben Praktiker und Praktikerinnen über die Projektlaufzeit hinweg u.a. mittels regelmäßiger Arbeitstreffen zu vereinbaren. Es empfiehlt sich eine im Hinblick auf Ausbildung, Profession, Arbeitsfeld, Gender-Aspekte, Alter, regionale Herkunft und Kontaktform zur Untersuchungsgruppe bzw. in Hinsicht auf Betroffenheit (professionell oder persönlich) heterogene, d. h. produktiv-spannungsgeladene Gruppe zusammenzustellen. Dabei gilt es auf Fachkräfte zu setzen, die das operative Alltagsgeschäft betreiben und im Falle qualitativer Untersuchungen die Teilnehmenden unter Personen mit direktem ProbandInnenkontakt zu suchen. Die Zusammenarbeit sollte inhaltlich und förderungstechnisch über die Projektdauer hinweg auch bei so genannte Transferaktivitäten und ggf. auch innerhalb von darauf fußender Entwicklungsarbeit gesichert und in dieser Weise forschungsnahe Praktiker und Praktikerinnen anders als bisher üblich in Fortbildungsaktivitäten so eingebunden werden, dass der gestiegene Bedarf der Praxis nach Wissensaustausch ‚auf gleicher Augenhöhe' befriedigbar wird.

Richtungweisend ist die Zielsetzung, eine belastungsfähige Struktur und Kultur der Wissenschaft-Praxis-Kooperation aufzubauen. Sie geht weit über die in der Scientific Community noch sehr verbreiteten Vorstellungen einer Dissemination von Forschungsresultaten und eines einseitigen Wissens‚transfers' von der Wissenschaft in die Praxis hinaus. Sie meint sogar mehr als die Ersetzung von Einweg-Kommunikation durch einen Wissensaustausch mit dialogischer Charakteristik. Sie nutzt das Miteinanderreden für produktive Zusammenarbeit – und dies nicht erst bei der Umsetzung von wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern schon in der Phase der Gewinnung von Untersuchungsergebnissen, also im Stadium des Forschungsprozesses selbst. Als perspektivenverschränkendes Vorgehen wird sie getragen von einem Wissenschaftsverständnis, das die simple Kategorisierung von

Untersuchungsanlagen in entweder grundlagenorientierte oder anwendungsbezogene Forschung aufgibt und in Richtung auf Formen grundlagenorientierter und zugleich anwendungsbezogener Forschung transzendiert (Möller/Schuhmacher 2007).

Anmerkungen

1 Es handelt sich um das in den BMBF-Forschungsverbund „Desintegrationsprozesse“ eingebettete Projekt „Einstiegs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads“. In einem qualitativen Drei-Jahres-Längsschnitt wurden hier zwischen 2002 und 2005 Prozesse der Affinisierung, Konsolidierung, Fundamentalisierung und Distanzierung von rechtsextremen Orientierungen bundesweit bei west- und ostdeutschen Skinheads beiderlei Geschlechts untersucht (vgl. näher: Möller/Schuhmacher 2007)

Literatur

Beck, Ulrich/Lau, Christoph, 1983: Bildungsforschung und Bildungspolitik – Öffentlichkeit als Adressat sozialwissenschaftlicher Forschung. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 3/2: 165-173.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang, 1984: Soziologie und Modernisierung. Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung. Soziale Welt 35/4: 381-406.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang, (Hrsg.), 1989: Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Scherr, Albert/Stüwe, Gerd, 2001: Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld von Theorie und Praxis. (3. Auflage). Weinheim: Juventa.

Dießenbacher, Hartmut, 1979: Altruismus und helfende Berufe. Zur Problematik alltäglicher und professioneller Altruisten. Literatur Rundschau 1/1: 7-18.

Glasersfeld, Ernst von, 1985: Einführung in den radikalen Konstruktivismus. S. 16-38 in: Watzlawick, P. (Hrsg.), Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. München: Piper.

Goffmann, Erving, 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp. [am. org. 1963: Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall].

Graumann, Carl F., 1960: Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität. Berlin: de Gruyter.

Hanses, Andreas, 2005: AdressatInnenforschung in der Sozialen Arbeit – Zwischen disziplinärer Grundlegung und Provokation. S. 185-199 in: Schweppe, C./ Thole, W. (Hrsg.), Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Weinheim: Juventa.

Heiner, Maja, 1988: Praxisforschung in der sozialen Arbeit. Freiburg: Lambertus.

Kleve, Heiko, 2007: Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. (2. Auflage). Wiesbaden: VS – Verlag für Sozialwissenschaften.

Lincoln, Yvonna S./Guba, Egon G., 1985: Naturalistic Inquiry. Beverly Hills: Sage.

Lüders, Christian, 1989: Der wissenschaftlich ausgebildete Praktiker. Entstehung und Auswirkung des Theorie-Praxis-Konzeptes des Diplomstudienganges Sozialpädagogik. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Luhmann, Niklas, 1977: Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften: Zur Einführung. S. 16-39 in: Wissenschaftszentrum Berlin (Hrsg.), Interaktionen von Wissenschaft und Politik. Frankfurt/M.: Campus.

Lyotard, Jean-Francois, 1991: Eine post-moderne Fabel über die Postmoderne oder: In der Megalopolis. S. 291-304 in: Weinmann, R./Gumbrecht, H.U. (Hrsg.), Postmoderne – globale Differenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mayring, Philipp, 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung. (5. Auflage). Weinheim: Beltz.

Möller, Kurt/Schuhmacher, Nils, 2007: Rechte Glatzen. Rechtsextreme Szene- und Orientierungszusammenhänge – Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads. Wiesbaden: VS – Verlag für Sozialwissenschaften.

Moser, Heinz, 1975: Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München: Kösel.

Moser, Heinz, 1977: Methoden der Aktionsforschung. Eine Einführung. München: Kösel.

Munsch, Chantal, 2005: Praxisforschung in der Sozialen Arbeit. S. 917-927 in: Thole, W. (Hrsg.), Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. (2. Auflage). Wiesbaden: VS – Verlag für Sozialwissenschaften.

Prange, Klaus, 1991: Pädagogik im Leviathan. Ein Versuch über die Lehrbarkeit der Erziehung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Prengel, Annedore, 2003: Zur Bedeutung von Praxisforschung in Erziehung und Erziehungswissenschaft. S. 599-627 in: Friebertshäuser, B./Prengel, A. (Hrsg.), Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa.

Rössner, Lutz ,1973: Theorie der Sozialarbeit. München: Reinhardt.

Rössner, Lutz, 1977: Erziehungs- und Sozialarbeitswissenschaft – eine einführende Systemskizze. München: Reinhardt.

Rössner, Lutz, 1982: Elementar-Einführung in Probleme und Funktionen des Studiums der Sozialarbeitswissenschaften. Braunschweig: Technische Universität.

Rössner, Lutz, 1989: Einleitende Erörterungen zum Theorie-Praxis-Problem, Braunschweig: Technische Universität.

Scherpner, Hans, 1962: Theorie der Fürsorge. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Steinke, Ines, 1999: Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung. Weinheim: Juventa.

Steinke, Ines, 2005: Gütekriterien qualitativer Forschung. S. 319-331 in: Steinke, I./Flick, U./von Kardorff, E. (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. (5. Auflage). Reinbek: Rowohlt.

Welsch, Wolfgang, 1992: Topoi der Postmoderne. S. 35-55 in: Fischer, H.R./Retzer, A./Schweitzer, J. (Hrsg.), Das Ende der großen Entwürfe. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Wensierski, Hans-Jürgen von, 2003: Rekonstruktive Sozialpädagogik im intermediären Feld eines Wissenschaft-Praxis-Diskurses. S. 67-90 in: Schweppe, C. (Hrsg.), Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik, Opladen: Leske + Budrich.

Cooperation of Research and Social Practise.
Starting Points, Experiences and Perspectives

Abstract

Using the example of a qualitative reconstructive panel project on political socialisation of young people, more exactly: on adaptation and disengagement processes of extremist right-wing skinheads, the contribution outlines how the cooperation of social-scientific research and social work practice can function. On the base of general reflections on the relationship of science and application or practice and along criteria for good reconstructive research it is shown, on what methodological grounds, how, and with what kind of expectable results a cooperation by research teams with social workers can be made fertile for optimizing the applicability of qualitative social-science research. The article is based on experiences with a accompanying group of social workers, who were integrated on different stages in the research process. As a result, recommendations for cooperation of science and social practice are formulated.

Kurt Möller

Hochschule Esslingen
Fakultät für Soziale Arbeit, Gesundheit & Pflege
Flandernstraße 101
73732 Esslingen

kurt.moeller@hs-esslingen.de